



Hannes Stein
Der Welt
reporter

*Ein Roman in
zwölf Reisen*

**Galiani
Berlin**

Hannes Stein

Der Weltreporter

Ein Roman in zwölf Reisen



Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Hannes Stein](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über Hannes Stein

Hannes Stein, 1965 in München geboren, aufgewachsen in Salzburg, lebte lange in Schottland und länger in Israel; wanderte 2007 nach Amerika aus. Lebt in New York mit seiner Frau und seinem Sohn. Korrespondent der »Welt« und »Welt am Sonntag«. Bei Galiani erschienen der Auswanderungsbericht *Tschüß Deutschland!*, der Alternativweltroman *Der Komet* und der Weltuntergangskrimi *Nach uns die Pinguine*.

Über dieses Buch

Ein nachgebautes München im Dschungel, ein Gespräch mit einem Yeti auf dem Mount Everest und ein Eingang zur Ewigkeit, in dem Buddha, Christus und Mohammed Karten spielen.

Nein, eigentlich wollte sich die Julia Bacharach gerade gar nicht verlieben. Nicht in einer fast leeren Hotelbar in diesen Umständen (draußen ist gerade Lockdown und wegen einer Epidemie kommen nur die wenigen herein, die immun sind) und erst recht nicht in einen Typen wie Bodo von Unruh. Aber sie ist unvoreingenommen und neugierig, und er reist für ein Magazin um die ganze Welt und recherchiert Geschichten, die bewusstseinsweiternd wirken als die besten Drogen – z.B. über ein sagenumwobenes, mit völlig neuartigen Geschmackssensationen aufwartendes Restaurant, in das man nur auf Einladung kommt – und nachdem man vertraglich versichert hat, blind den Anweisungen des Personals zu folgen, egal was passiert. Über eine jahrzehntlang vergessene Stadt in Sibirien, die rein kybernetisch gesteuert wird, und in der ausschließlich die für das Gemeinwohl besten Entscheidungen getroffen werden. Über Nachfahren der Münchner Räterepublik, die ihre anarchistischen Ideale im brasilianischen Dschungel leben und und und.

Mit der Zeit bemerkt Julia, dass mit Bodo irgendetwas nicht stimmt. Durch seine grandiosen Geschichten gelingt es ihm aber immer wieder, sie in seinen Bann zu ziehen.

Ein Roman über die Kraft des Erzählens, Fakt und Fiktion, über echte Schlaraffenländer und falsche Paradiese, über die Liebe und über den Tod, der uns am Ende alle erwartet.

»Man muss so absurd sein wie die Wirklichkeit. Mindestens.« *Hannes Stein*



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Verlag Galiani Berlin

© 2020, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin, unter
Verwendung von Motiven von mauritius images

Lektorat: Wolfgang Hörner

ISBN 978-3-462-30265-3

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Motto

Vorbemerkung

Auf den ersten Blick ...

Erste Reise: Die Münchner Räte-Monarchie

Julias Smartphone ...

Zweite Reise: Das Restaurant am Ende der Welt

Die Dame war ...

Dritte Reise: Eine Stadt namens Utopia

Zart wie eine Katzenpfote ...

Vierte Reise: Die Geschichte von Cardenio

Achmed war sein Name ...

Fünfte Reise: Die Eidgenossenschaft

Sie gingen unten am Strom spazieren ...

Sechste Reise: Yael Maerisira

Sie standen unten in der Eingangshalle ...

Siebte Reise: Donald und die Diné

Der Club hieß Aphrodite ...

Achte Reise: Die Suche nach dem Transzendentalen Orgasmus

Hundert Mal ...

Neunte Reise: Auf dem Gipfel der Verzweiflung

Die schlanke Buche ...

Zehnte Reise: Deutschland, du Blondes, Bleiches

Julia war keine Wagnerianerin ...

Anlage

Elfte Reise: Atlantis

»Sitzen Sie bequem?«

Zwölfte Reise: Dein Freund Harvey

Danksagung

Chanah und Yonatan.

Always and forever.

So ließ ich mich denn dahintreiben auf jenem Strome, bald
durch weite, bald durch enge Höhlungen im Gestein.

Sindbad der Seefahrer

Vorbemerkung

Gern würde ich behaupten, dass ich dieses Buch im Seuchenjhr 2020 geschrieben habe. Dass ich mich in einen virtuellen Weltreporter verwandelte, während die exponentielle Fieberkurve unerbittlich stieg, während in unserem Hinterhof der Magnolienbaum blühte, während die Vögel sangen und die Sirenen der Rettungswagen die Stille zersägten, während die Leichen auf Hart Island (einer Insel in der Nähe der Bronx, wo ich mit meiner Familie lebe) verscharrt wurden, während ich hektisch das Medikament *Remdesivir* googelte, während kein Mensch wusste, wo das alles enden würde, während New York sich in eine Geisterstadt verwandelte. Ich kann die Szene vor mir sehen: Wie ich in einer höllischen Idylle auf unserer besonnten Terrasse sitze und die Episoden dieses Buches in meinen Laptop hacke, um nicht vollends durchzudrehen. Allerdings hat diese Version einen kleinen Fehler: Sie ist nicht wahr.

Manchmal ist es wert, die Entstehungsgeschichte eines Buches zu erzählen. Bei diesem Roman war es so: Vor sechs oder sieben oder acht Jahren stolperte ich im Internet über eine wahre Geschichte. Eine Liebesgeschichte, eine Lügengeschichte. Es ging um eine junge Frau und einen Journalisten, der sich nicht als Schmetterling, sondern als gefallener Engel entpuppte. Toll, dachte ich und hielt die Idee in meinem kleinen schwarzen Notizbuch fest. Damals hatte ich nicht mehr als einen schattenhaften Eindruck: Ein Mann sitzt bei heruntergelassenen Jalousien in seiner Wohnung und schreibt. Das war alles, das war's eigentlich schon. Und dabei blieb es fürs Erste auch. Unterdessen schrieb ich andere Bücher, unser Sohn wurde geboren, Barack Obama wurde zum zweiten

Mal zum Präsidenten gewählt, der Planet erhitzte sich weiter, und dann entgleiste die Realität ins Irre: Die Briten entschieden sich für den Brexit, ein geistig verwirrter Kapitalistendarsteller zog aus dem Reality TV ins Weiße Haus um. Aus lauter Verzweiflung wollte ich einen historischen Roman schreiben. Er sollte von den deutschen Einwanderern in New York handeln – von Little Germany, einem Viertel im Südosten von Manhattan, das es nicht mehr gibt. Ich wollte von dem Ausflug mit dem Raddampfer *General Slocum* im Sommer 1904 erzählen: der großen Katastrophe, die auf beiden Seiten des Atlantiks heute vergessen ist. Dieser historische Roman misslang mir gründlich. Nach vier Kapiteln brach ich das Experiment ab. Ich war niedergeschmettert. Mir war sonnenklar, dass mir nie wieder ein Roman gelingen würde. Naturgemäß war das der Moment, in dem mir meine alte Idee von vor sieben oder acht Jahren wieder einfiel. Die Liebes-Lügen-Geschichte. Ich skizzierte ein paar Szenen. Plötzlich (es passierte an einem einzigen Tag) explodierte die Grundidee in meinem Kopf wie ein Feuerwerk. Ich sah das Ganze vor mir, die junge Frau und den alternden Reporter.

Danach musste ich das Buch nur noch aufschreiben. Genauer gesagt war es so: Der Roman schrieb sich von selber, ich brachte ihn nur zu Papier. Es war, als würde ich ein Bild, das längst existierte, vorsichtig aus seinem Rahmen lösen und vor mir ausbreiten. Anschließend ließ ich das Manuskript ein paar Wochen liegen und sah es noch einmal mit kaltem Blick auf Fehler durch. Und das versteht sich: Zu jener Zeit kannte ich weder das Wort »Coronavirus« noch den Namen *Covid 19*. Als ich den Roman im Januar des Jahres 2020 an meine Agentin Elisabeth Ruge und meinen Verleger Wolfgang Hörner schickte, dachte ich noch, dass jene Seuche in der Provinz Wuhan im fernen China mich nichts angehe.

Die Krankheit, deren Symptome hier geschildert werden, hat also nichts mit real existierenden Seuchen zu tun. Sie ist keine Menschheitskatastrophe, sondern betrifft nur die Deutschen (ein bisschen

auch ihre Nachbarn). Im Übrigen scheint sie weniger ansteckend, dafür aber wesentlich tödlicher zu sein als *Covid 19*. Und es gibt offenbar keine Therapie für sie, kein Medikament, keinen Impfstoff. Ich bin kein Virologe – aber mir scheint, dass der Keim meiner fiktiven Krankheit in einer Petrischale gezüchtet wurde, die der alte Hexenmeister Edgar Allen Poe in einer seiner berühmtesten Erzählungen angesetzt hat. »Der ›Rote Tod‹ hatte seit Langem das Land verwüstet. Keine Pest war je so tödlich – oder so hässlich. Blut war seine Erscheinungsform und sein Siegel – die Röte und das Grauen des Blutes ...« Nein, ich habe gar nichts vorausgesehen. Es war einfach so, dass ich für meine Liebesgeschichte ein apokalyptisches Hintergrundrauschen brauchte. Warum ich mich dabei ausgerechnet für eine Seuche entschied? Vielleicht spukte in meinem Hinterkopf ein Gespräch herum, das ich vor vielen Jahren mit dem Physiker Paul McEuen geführt hatte. Ich besuchte ihn auf dem Campus der Cornell University, der wie ein Irrtum im Norden des Bundesstaates New York zwischen Feldern und Wäldern liegt. McEuen ist ein Mann um die fünfzig mit langen Haaren und Bart, der mit seiner Zahnsperre wie ein in die Jahre gekommener Teenager aussieht. Ein sympathischer Sonderling. McEuen hatte gerade einen Thriller veröffentlicht, an den ich mich nur undeutlich erinnere. Aber ich weiß noch genau, was er sagte, als wir unter schönen alten Bäumen durch den Universitätscampus flanierten: »Die Menschheit befindet sich gerade in der Pause zwischen zwei großen Seuchen ... Die nächste Pandemie ist überfällig.«

Dies ist also kein Corona-Roman (was immer das sein mag). Es ist ein Roman über echte Schlaraffenländer und falsche Paradiese und über den Tod, der uns am Ende alle erwartet. Wovon sonst lohnt es sich denn zu erzählen?

Auf den ersten Blick gefiel ihr gar nichts an ihm. Dieser gewaltige Walrossschnäuzer! Die Tränensäcke: zwei ausgequetschte Teebeutel unter den Augen! Das lange Haar, in der Mitte gescheitelt, das ihm müde und blassblond auf die Schultern fiel! Auch auf den zweiten Blick fand sie ihn keineswegs anziehend. Er war viel zu alt für sie, schon jenseits der fünfzig; die Stirn eine einzige Falte; er hätte – rein theoretisch, versteht sich – ihr Vater sein können. Auf den dritten und letzten Blick hatte sie dann aber doch ein Lächeln für ihn übrig. Vielleicht lag es an seinen traurigen braunen Augen. Vielleicht an der Lederjacke (maßgeschneidert, wie sie später erfuhr), die breite Schultern umschloss. Vielleicht an den eleganten Bewegungen seiner schlanken Finger, mit denen er einen Zigarillo entzündete. (Benzinfeuerzeug!) Vielleicht mochte sie aber auch die Frechheit, mit der er Rauchringe in ihre Richtung blies. Er war sehr geschickt – es gelang ihm spielend, dass sich zwei Ringe in der Luft ineinander verhakten.

Sie saßen in einer von jenen Bars, die irgendwann einmal avantgardistisch gewirkt haben mögen, aber heute nur vorsintflutlich sind. Viel Glas, viele Spiegel; Barhocker aus rotem Plastik, blaue Leuchtstoffröhren, Flachbildschirm über dem Tresen. Der Barkeeper war ein junger schlaksiger Schnösel mit schwarzer Fliege und Samtweste, der wenig sprach und hingebungsvoll Gläser polierte. Außer ihnen beiden hatte sich nur eine Handvoll Hotelgäste hierher verirrt; ein Amerikaner im Hintergrund sprach viel zu laut in sein Smartphone. (Er bestritt seine ganze Konversation mithilfe von drei Wörtern: *Yeah, Nope* und *Sure.*) Sie hatte sich in einer Stimmung befunden, wo man allein sein will, zum Alleinsein aber dringend Menschen benötigt. Alle Cafés in der Stadt waren geschlossen (es herrschte wieder einmal Ausgangssperre), also war ihr

nichts als diese Hotelbar übrig geblieben. Der Securitymann mit seinem Knopf im Ohr und dem Mundschutz über der Nase war sofort beiseitegetreten, als sie ihren orangen Ausweis hochhielt. Sie hatte sich an die Theke gesetzt, ein Glas Sancerre bestellt, ihr Glastablett aus der Umhängetasche geholt und angefangen, mit gesenktem Kopf zu lesen. Und nun störte sie dieser Fremde, dieser Zigarilloraucher mit seinem Riesenschnurrbart. Sie saß an der Seite der Bar, er in der Mitte, eineinhalb Armlängen von ihr entfernt. »Das Buch scheint ja sehr spannend zu sein«, sagte er. »Ein Roman?«

»Kein Roman«, antwortete sie. »Ich hasse Romane.« Nach einer winzigen Pause fügte sie hinzu: »Dieses ganze erfundene Zeug!«

»Also, was ist es dann?«, fragte er.

»Plotin«, sagte sie kaltkurz. Normalerweise hätte diese Antwort genügt, um das Gespräch gleich im ersten Atemzug zu ersticken, aber leider war der Fremde philosophisch gebildet, und so wurde sie Hals über Kopf in eine Debatte über Sinn und Unsinn der Vorsilbe *neo* katapultiert (warum »neomarxistisch« und nicht einfach nur marxistisch; was zum Teufel bedeutet »neoliberal« etc.). Denn natürlich hatten die »neuplatonischen Denker« des dritten nachchristlichen Jahrhunderts – Plotin vorneweg – sich selber keineswegs so genannt. Sie begriffen sich schlicht als Schüler des großen alten Platon: Schluss, aus und fertig – ganz ohne *neo!* »Bodo«, stellte der Fremde sich vor, nachdem diese Diskussionsrunde abgeschlossen war. »Bitte, ich kann nichts dafür. Den Namen haben meine Eltern mir angetan.«

»Julia«, sagte sie und ergriff – mit Mühe, weil er so weit weg saß – die ihr entgegengereckte Hand.

»Angenehm«, sagte er. »Darauf müssen wir einen trinken. Noch ein Glas von dem Weißwein?« Sie nickte, er bestellte (und versorgte sich bei dieser Gelegenheit mit einem weiteren Bourbon). In der nächsten halben Stunde erfuhr sie, dass er das wichtigste Sexualorgan hatte, über das ein

Mann verfügen kann: Ohren. Dieser viel zu alte (nun ja, vielleicht nicht *ganz* so alte) Kerl hörte ihr wirklich zu – mit allen sieben Sinnen, während sich sein Körper gespannt zu ihr hinüberneigte; nach und nach verlor er in ihren Augen all seine Hässlichkeit. Sie erzählte ihm, dass sie sich das Geld für ihr Philosophiestudium mit Taxifahren verdiene; dass sie keine Familie mehr in der Stadt habe; dass sie ebenso wenig zu den Hotelgästen gehöre wie er. (Kichernd fischten beide ihre orangen Ausweise aus ihren Portemonnaies: »Zeigst du mir deins, zeig ich dir meins!« Anschließend versuchten sie auszurechnen, wie groß die statistische Chance war, dass zwei solche Leute wie sie einander begegneten. Schließlich waren nur nullkommanullnullsieben Prozent der Bevölkerung immun.) Sie erzählte ihm sogar, dass sie Broccoli verabscheute und dass im Kunstmuseum der Stadt ein Bild von Vermeer hing, das ihr persönliches Privateigentum war. Eine häusliche Szene: Eine stille Frau mit einem Brief, ein frecher Mann mit einer Laute, ein Schachbrettmusterboden, eine Vase mit Blumen auf dem Holztisch, ein aufgeschnittener Brotlaib. Licht brach aus dem Fenster herein wie aus einer anderen Welt. Wenn sie das nicht mindestens einmal alle zwei Wochen im Original sah, ging es ihr körperlich schlecht. Beim dritten Sancerre lud der Fremde sie ein, neben ihm Platz zu nehmen (»Sonst muss ich immer so schreien«). Bald registrierte sie beiläufig im Hinterkopf, dass ihre und seine Gesten längst angefangen hatten, synchron zu verlaufen. Sie griffen gleichzeitig nach ihren Gläsern; wenn sie sich gedankenverloren über die Wange strich, strich auch er über seine Wange. Aber ehe sie den entscheidenden Schritt weiterging, wollte sie ein paar Details über ihn in Erfahrung bringen. Hinterlistig erkundigte sie sich, wo er wohnte. Er nannte den Namen eines der vornehmeren Stadtviertel und verriet ungefragt, dass er seine Wohnung mit niemandem teilte. Nein, keine Familie. Hobbys? Er habe sein Hobby zum Beruf gemacht. Was er denn von Beruf sei? Journalist. Ob der Blog oder das Magazin, für das er schreibe, allgemein bekannt sei? »*Holzmann's*

Weltspiegel«, sagte Bodo lässig. Julia gab sich große Mühe, nicht beeindruckt zu sein: »Aha, die Zeitschrift mit dem Idioten-Apostroph!«

»Es ist kein Idioten-Apostroph«, sagte Bodo ruhig. »Die Abtrennung des Genetiv-S vom Substantiv war im Deutschen schon im achtzehnten Jahrhundert üblich. Ich kann dir Schilder aus der Kaiserzeit zeigen, auf denen steht: *Eckhard's Kolonialwaren. Müller's Lebensmittel.*« (Er malte den Apostroph mit dem Zeigefinger der rechten Hand in die Luft.) »Es handelt sich nicht um einen Anglizismus, wie manche Leute in ihrer Unbildung glauben – es ist gutes altmodisches Deutsch.«

Julia nahm die Belehrung gefasst hin. »Und was schreibst du so?«, fragte sie.

»Reisereportagen. Vielleicht bist du schon mal über einen meiner Texte gestolpert. Mit Nachnamen heiße ich von Unruh.«

Fehlanzeige. Julia kannte *Holzmann's Weltspiegel* zwar vom Kiosk und von gelegentlichen Arztbesuchen – in jedem Wartezimmer lag das Magazin mit dem berühmten Schriftzug aus –, aber wie die meisten Leute ihrer Generation bezog sie ihre Nachrichten aus dem Äther, von den Wolken, ließ sie sich von Vögeln zwitschern. Um die Wahrheit zu sagen: Sie hatte nicht das nötige Kleingeld für ein aufwändig gestaltetes Hochglanzmagazin. Zwölf Euro pro Ausgabe! Der Wahnsinn! Aber nun – sie rieb in übertrieben geschauspielter Vorfreude die Handflächen aneinander –, nun habe sie endlich einen wehrlosen Mitarbeiter von *Holzmann's Weltspiegel* in ihrer Gewalt und könne ihn ausfragen, was an den Gerüchten über diese Zeitschrift dran sei. Bitte sehr: Ob denn stimme, dass die Fotoreportagen in *Holzmann's Weltspiegel* manchmal eine halbe Million kosteten? (Ja. Manchmal auch mehr. Und bekanntlich gebe es keine einzige Ausgabe ohne Fotoreportage.) Ob die Abgeordneten des Bundestages *Holzmann's Weltspiegel* denn wirklich schon am Dienstagabend – also zwölf Stunden vor dem Erscheinungstermin – durchblättern? (Aber klar. Sie müssten doch nachprüfen, ob *Holzmann's*

Weltspiegel ihnen in dieser Woche auf die Schliche gekommen sei.) Ob der Gründer des Magazins tatsächlich in der Wut oft mit Schreibmaschinen nach Unterebenen geworfen habe? (Er komme ungefähr zwei Generationen zu spät und habe deshalb alles verpasst, sagte Bodo grinsend, aber ältere Mitarbeiter hätten ihm gestanden, dass sie sich manchmal ducken mussten.) Ob man bei *Holzmann's Weltspiegel* offen über die Nazivergangenheit des Magazingründers reden dürfe? Schließlich sei Georg Holzmann Mitglied einer Propagandakompanie der SS gewesen – zum Linksliberalen habe er sich erst in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts gewandelt. Im Krieg habe er Griechenland unter seine Militärstiefel genommen. Am Anfang habe *Holzmann's Weltspiegel* Hitlers Soldaten noch als wasserdichte Helden gefeiert, Nazis seien in hohen Positionen beschäftigt worden. (Alte Hüte. Offene Türen. Natürlich sei all dies längst Thema, beziehungsweise: längst kein Thema mehr.) Ob jeder Journalist, der bei *Holzmann's Weltspiegel* arbeite, von der Firma allen Ernstes einen funkelnagelneuen Porsche gestellt bekomme? Und das Benzingeld jeden Monat bar auf die Hand? (Kein Kommentar.)

»Die wichtigste Frage hast du mir aber gar nicht gestellt«, sagte Bodo.

»Nämlich?«

»Ob das, was wir in *Holzmann's Weltspiegel* schreiben, auch wahr ist.«

»Und? Ist es wahr?«

»Jedes Wort«, sagte Bodo. »Wir unterhalten eine ganze Abteilung, die nichts anderes zu tun hat, als jede Behauptung auf ihren Tatsachengehalt zu überprüfen und alle Zitate nachzuschlagen. Jedes Foto wird von denen unter die Lupe gelegt, jedes Tondokument abgehört. Wir müssen nämlich alle Interviews aufzeichnen, die wir führen. Im Durchschnitt wird eine Reportage von mir drei Mal durch die Mangel gedreht, ehe sie erscheinen darf.« Auf dem Flachbildschirm über der Theke war mittlerweile die Seuchenkarte eingeblendet worden, sie warf einen rötlichen Widerschein auf Bodos Gesicht. In Magdeburg gab es zehn neue Fälle. Dresden stand

jetzt schon seit Wochen unter Quarantäne – das Stadtgebiet erschien als großer roter Kreis. Von den Nachbarländern war Polen mittlerweile weitgehend seuchenfrei. Die Niederlande dagegen hatte es schwer erwischt. »Macht deine Arbeit dir eigentlich Spaß?«, fragte Julia.

»Diebischen«, sagte Bodo und schickte einen weiteren Rauchring zur Decke. »Heidnischen. Völlig unerlaubten, um ehrlich zu sein.« Plötzlich spürte Julia unter ihren Hinterbacken eine bestürzende Abwesenheit – ein Abgrund tat sich auf, und um ein Haar wäre sie von ihrem Barhocker gefallen: Bodo fing sie im letzten Moment mit seinem starken Arm auf. War sie schon so betrunken? (Aber es waren doch nur vier Gläser Wein gewesen.) Oder handelte es sich um einen Anfall von akuter Ungeschicklichkeit? Als Gentleman ließ Bodo seine Hand einen Moment zu lang an ihrer Hüfte, sie nahm es lächelnd hin. Es dauerte nicht lange, bis ihre Fingerspitzen einander unter der Theke im Dunklen begegneten. Dann kam das alte Spiel von Hinschauen und Wegschauen und Wieder-Hinschauen, das unsere Gattung gespielt hat, seit Adam und Eva im Garten Eden eines schönen Tages entdeckten, dass sie nackt waren. Ihr fiel auf, dass er gut roch: nach Leder, einem altmodischen Aftershave und Schweiß. Mittlerweile störte sie nicht einmal mehr sein Schnurrbart. Und weil es sich bei Julia um einen ungemein praktisch veranlagten Menschen handelte, flüsterte sie ihm kurz nach halb zehn ins Ohr: »Ich glaube, wir sollten heute Abend beide nicht mehr Auto fahren.« Der Barkeeperschnösel hinter der Theke, der genau wusste, was sich da vor seinen Augen anbahnte, schickte einen vernichtenden Blick zu ihr hinüber.

»Richtig«, sagte Bodo. »Es gibt hier tolle Hotelzimmer. Der Blick auf die Mülltonnen im Hinterhof soll zauberhaft sein.« Er zog einen Kristallaschenbecher heran, der längst ein Massengrab war, und fügte den gekrümmte Zigarettenstummelleichen seinen abgebrannten Zigarillo hinzu. Dann legte er einen großen Geldschein auf den Tresen, und sie

gingen. Weil Julia sich genierte, blieb sie an der Hotelrezeption ein paar Schritte hinter ihm stehen. Aber Bodo regelte die Angelegenheit ganz trocken und geschäftsmäßig: Er fischte eine Kreditkarte heraus, die so schwarz war wie die Sünde, und kehrte drei Minuten später mit dem Zimmerschlüssel zurück. Schweigend fuhren sie mit dem Lift nach oben. Sie umarmten sich nicht. Ihr zitterten die Knie. Eigentlich war es nicht ihre Art, sich auf diese Weise abschleppen zu lassen – schon gar nicht von einem älteren Mann, von dem sie im Grunde nichts wusste. Ein Korridor. Ein weißer Schlitz, ein grünes Licht. Die Hotelzimmertür dröhnte hinter ihnen ins Schloss. Julia war überrascht: Vor ihnen lag eine Suite mit kostbaren Teppichen und einem fußballfeldgroßen Lotterbett. Das Fenster führte selbstverständlich nicht zu irgendeinem Hinterhof hinaus – es gab den Blick auf den künstlichen See in der Mitte der Stadt frei. Bodo nahm sie behutsam in den Arm. Er konnte gut küssen. Er konnte auch sonst allerhand.

Hinterher bewunderte sie seinen Körper: Für einen Mann seines Alters sah er erstaunlich gut aus. Die Fettfalten an seinem Bauch ließen sich noch zählen; die Arme waren muskulös. »Wie braun du bist«, sagte sie.

»Ich war gerade drei Monate lang in Brasilien«, sagte Bodo.

»Amazonas.«

»Urlaub?«

»Arbeit. Ich habe eine ziemlich verrückte Geschichte recherchiert.« Sie fragte ihn nicht, was für eine Geschichte das gewesen war; es genügte ihr, seine Schulter als Kopfkissen zu benützen. Kurz darauf war sie eingeschlafen.

Am nächsten Morgen nahmen sie den Zimmerservice in Anspruch. Julia bestellte in einem Anfall von Übermut ein komplettes englisches Frühstück: drei Spiegeleier, Speck, gebackene Bohnen in Tomatensauce, geräucherten Hering, Toast, Butter, Orangenmarmelade. Bodo nahm mit einem Kamillentee und frischem Birchermüsli vorlieb. Nach dem Essen

verabschiedete er sich beinahe brüsk von ihr: Er müsse jetzt furchtbar eilig noch in der Redaktion vorbeischaauen. Auf dem Weg zur Hotelzimmertür fiel ihm, als er sein Portemonnaie einschob, ein Kärtchen heraus. Rote Pappe, weiße Schrift. Julia wollte ihm das Kärtchen hinterhertragen, aber er war schon verschwunden, auch auf dem Hotelkorridor sah sie ihn nicht mehr. Ratlos drehte sie die kleine Karte in der Hand herum. Es handelte sich um ein Abonnement für eine Wellnessoase, Solarium inklusive. Julia dachte sich gar nichts dabei – nichts Gutes und nichts Böses. Dabei war sie keineswegs auf den Kopf gefallen; sie gehörte nur nicht zu den Leuten, die, wenn sie durch einen Wald gehen, hinter jedem Baum einen Räuber vermuten.

Erste Reise:

Die Münchner Räte-Monarchie

(Text: Bodo von Unruh, Fotos: Jacques Lacoste)

München leuchtete. Über den festlichen Plätzen und weißen Säulentempeln, den antikisierenden Monumenten und Barockkirchen, den springenden Brunnen, Palästen und Gartenanlagen spannte sich strahlend ein Himmel von blauer Seide. Wenn es nur nicht so gottverflucht heiß gewesen wäre! Bunte tropische Schmetterlinge gaukelten durch die urbane Idylle. Moskitos schwirrten. Ein Papagei ließ sich auf einem Dachfirst nieder, legte den Kopf schief und musterte die Szenerie: *Companheiros!*, krächzte er. Und nach einer kleinen Pause: *Companheiras!* Doch im nächsten Moment schlug er schon mit den Flügeln und flatterte entsetzt davon, denn die Blaskapelle, die unter ihm Aufstellung genommen hatte, fing an zu spielen. Männer in Krachledernen, Frauen im Dirndlkleid; Trompeten, Posaunen und eine Tuba. Alle Musikanten hatten sich ein rotes Halstuch umgebunden. Als Erstes spielten sie die Bayernhymne; der Dirigent – ein munterer Mann mit dunklem Lockenhaar, von dem im Folgenden noch die Rede sein wird – sang lauthals mit, während er den Dirigentenstab auf und nieder tanzen ließ. Am lautesten schmetterte er die dritte Strophe: »Gott mit ihm, dem Bayernkönig / Segen über sein Geschlecht! / Denn mit seinem Volk in Frieden / Wahrt er dessen heilig Recht! / Gott mit ihm, dem Landesvater / Gott mit uns in jedem Gau / Gott mit dir, du Land der Bayern / Deutsche Heimat weiß und blau!« Und dann – quasi ohne Luftholen, jedenfalls ohne

ihre Instrumente abzusetzen – spielte die Trachtenkapelle aus vollem Rohr ihre nächste Melodie: die *Internationale*.

Im Hintergrund waren die wichtigsten Wahrzeichen der Stadt deutlich zu erkennen: die zwei Zwiebeltürme der Frauenkirche, der Springbrunnen am Stachus, das Rathaus mit seinem Glockenspiel. Nur dort, wo sich eigentlich die Feldherrnhalle hätte erheben sollen – 1844 zu Ehren der bayerischen Armee errichtet, 1923 der Schauplatz eines blutig gescheiterten Putschversuches, nach 1933 der Ort, wo jeder Passant den rechten Arm zum Hitlergruß hochreißen musste –, noch einmal von vorn: An der Stelle der Feldherrnhalle erhoben sich (wie ein Irrtum, wie eine Fata Morgana, wie eine Retusche im Nachhinein) in ihrer ganzen Walt-Disneyhaften Märchenpracht die weißen Türme von Neuschwanstein.

Diese Geschichte beginnt in einem Biergarten – an einem jener Oktobertage, wie sie in dieser goldenen Perfektion nur der Freistaat Bayern hervorbringt: eine milde Sonne, lauwarmer Melancholie in der Luft. Wespen kreisten faul um den Zwetschgendatschi, über dem Kaffee türmte sich ein Berg Schlagsahne. Es schien völlig ausgeschlossen, dass dieser Monat jemals enden, dass sich der Winter erstickend über die Schöpfung herabbeugen könnte. Ein Bettler torkelte durch die Bankreihen auf uns zu; er streckte nicht nur eine, sondern beide Hände vor sich aus – als wollte er uns die ganze Schuld an seinem Elend zuschieben. Ein langer Filzmantel schlotterte um ihn herum, sein Haar bestand aus Strähnen, sein grauer Bart war eine schmutzige Matte. Plötzlich strauchelte er; dann sackte er zwischen den Holztischen zusammen. Nach der üblichen Schrecksekunde machten verschiedene Leute sich auf, dem Gestürzten zu helfen – zufällig war ich als Erster bei ihm. Er lag auf dem Hinterkopf, seine Augen blickten glasig in den Herbsthimmel hinein. »Ich hätte es nicht tun dürfen«, sagte er. »Nicht tun dürfen.« Ich fragte ihn nicht, was er meinte, sondern tippte die Notrufnummer in mein Smartphone; der weiße Ambulanzwagen mit dem roten Kreuz brauchte nur drei Minuten. »Es wäre eine gute Idee,

wenn ich mit ihm ins Krankenhaus fahren würde«, sagte ich. Nein, ich sei kein Angehöriger, aber ich hätte den Mann gefunden und fühlte mich für ihn verantwortlich. Auf der Fahrt saß ich hinten neben der Krankenbahre. Zwei dünne Plastikschläuche steckten in seinen haarigen Nasenlöchern und versorgten ihn mit reinem Sauerstoff. Ungefähr auf halber Strecke schlug er die Augen auf. »Ich hätte es nicht tun dürfen!«, verkündete er.

»Was denn nicht tun dürfen?«, fragte ich.

»Das Mädchen ... sie war erst zwölf. Ich hätte es nicht tun dürfen! Es gehört sich nicht!« Er umklammerte mein Handgelenk. Sein Griff war erstaunlich stark.

»Vergebung, Vergebung. Ich will zurück nach München«, greinte er.

»Aber Sie sind doch in München!«

»Ja, aber im falschen!«, schrie er. Er versuchte, sich aufzurichten, aber die Plastikschläuche behinderten ihn, und so sank er gleich wieder zurück. Mittlerweile waren wir vor der Notaufnahme des Krankenhauses angelangt. Verschiedene Pfleger führten mit großer Professionalität die notwendigen Handgriffe aus: Sie hoben, sie klinkten ein und aus, sie schoben und wuchteten und überführten den alten Bettler aus der Welt der Gesunden auf den fremden Planeten, wo die Kranken zu Hause sind. Nach zwei Minuten verschwand er mit seinem Gefolge zwischen zwei Schwingtüren. Ich wartete. Gewiss, die Sache ging mich nichts an, aber ich spürte, dass der alte Bettler mir etwas zu erzählen hatte. Insgesamt verplemperte ich fünf Stunden meiner Lebenszeit in dem kahlen Vorraum, sah stummen Nachrichtensprechern auf einem Bildschirm zu, blätterte in Gesundheitsmagazinen. Der Minutenzeiger auf der Wanduhr marschierte im Stechschrift um das Ziffernblatt und schleppte mit elender Langsamkeit und preußischer Präzision seinen kleinen Bruder hinter sich her. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus. Ich fragte eine Krankenschwester, was denn mit dem Mann passiert sei, den ich hierherbegleitet habe. Nein, ich sei kein Angehöriger, aber ich sei jetzt

trinkst du den Mokka aus. Mit Mühe widerstehst du der Versuchung, laut »Aaaaah!« zu rufen.

»So«, sagt Jesus, »und jetzt musst du noch deinen Kaffeesatz lesen.«

»Meinen Kaffeesatz?«, fragst du.

»Das machen wir im Orient alle so«, sagt Mohammed, »das haben uns schon unsere Mütter beigebracht.« Moses nickt.

»Du musst einfach deine Mokka umstülpen«, sagt der Buddha und betrachtet philosophisch seinen Kugelbauch. »Hinterher deuten wir gemeinsam, was auf deiner Untertasse liegt.«

Du drehst die Mokka um. Auf deiner Untertasse liegt schwarzes Zeug: samtene Schwärze. In der Schwärze funkelt es, das sind Sterne. Ein Spiralnebel dreht sich faul um seine Achse. Eine Supernova explodiert. Ein Ufo zischt vorbei.

»Der Mann hat eine große Zukunft«, sagt Mohammed.

»Nein, eine kleine Zukunft«, sagt Moses. »*As men wel choppen alles, wet men choppen gurnischt.*«

»Falsch«, sagt der Buddha. »Er hat überhaupt keine Zukunft, hurra!«

Dir fällt plötzlich auf, dass sich gleich neben dem Pokertisch eine Tür befindet: eine ganz normale Tür aus Fichtenholz mit einer Klinke aus geschwungenem Messing. Unter der Tür leuchtet es hell hervor. »War die schon immer da?«

»Hihi«, sagt der Buddha.

»Was liegt dahinter?«, fragst du.

»Allah«, sagt Mohammed.

»Brahman«, sagt Lord Krischna.

»Das Nichts«, sagt Buddha.

»Mein Vater«, sagt Jesus.

»Der Gott, der im brennenden Dornbusch zu mir gesagt hat: *Ich werde sein, der ich sein werde*«, behauptet Moses.

»Ein Möhrenfeld von schier unendlicher Größe«, antwortet der Zwei-Meter-Hase. »Spaß, Spaß! Ich wollte nur andeuten, dass die Herren genauso wenig Ahnung haben wie ich. Oder genauer: Sie haben eben nur Ahnungen und nicht mehr. Keiner weiß, was auf der anderen Seite liegt. Nicht Jesus, nicht Mohammed, kein Erleuchteter aus dem Morgenland. Nicht einmal ich.«

»Und jetzt?«

»Sie haben die Prüfung bestanden«, sagt dein Freund Harvey, »ergo dürfen Sie passieren. An Ihrer Stelle würde ich nicht hier herumstehen und schwarze Löcher ins Universum starren. Aber natürlich ist das Ihre Sache. Wir spielen jedenfalls weiter Poker.«

Die Tür öffnet sich ganz von allein. – Und du gehst einfach durch.

Danksagung

Stefan Grund war wieder mal mein erster (und selbstverständlich unbezahlter) Lektor. Thanks, mate. I owe you big time.

Die schöne Nach-Dichtung des Sonetts von Emma Lazarus stammt von dem John-Donne- und Shakespeare-Übersetzer Michael Mertes. Der Abdruck erfolgt hier zum ersten Mal und mit seiner freundlichen Genehmigung.

Fußnoten

[*] Yael Maerisira: Leuchter und Finsternis. Aus dem Hebräischen übersetzt von Ines Goldschmidt. Galiani Verlag, Berlin. 478 Seiten, 32 Euro. Erscheint nächstes Jahr.